



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Maßgebliches und Unmaßgebliches

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

schaft gefeierten patriotischen Feste. Fast zu viel, als daß jedes für sich hätte zu seinem vollen Rechte kommen können. Abends saßen wir noch bis nach Mitternacht auf der großen, schönen Terrasse vor dem Hotel. Ich schlief prächtig, zum erstenmal unter einem veritablen Moskitoneß.

(Fortsetzung folgt)



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Wirtschaft und Politik. Es giebt ein Buch „Wirtschaft und Recht,“ das sich gegen die materialistische Marx'sche Auffassung wendet, als wäre die Rechtsanschauung eines Volkes von dessen Wirtschaftsform abhängig, und beide zusammen unter zwei Namen eigentlich nur ein Körper. Es wäre ebenso verdienstlich, ein Buch zu schreiben: „Wirtschaft und Politik,“ um den landläufigen Glauben zu widerlegen, als seien Wirtschaft und Politik eigentlich dasselbe, als wäre alle vernünftige Politik im Grunde nur Volkswirtschaftspolitik, oder gar Handelspolitik. Chamberlain hat sich zu dem Ausspruch verstiegen, daß das Londoner Auswärtige Amt, wenn es seine Sache recht verstünde, sich als Handelskontor ansehen müsse. Diese Anschauung kann ein englischer Staatsmann wohl haben, dessen Vaterland seit Jahrhunderten keine gefährlichen Angriffe, die bis ins Mark dringen, hat aushalten müssen. Ein deutscher Staatsmann weiß aber, daß es sich in allen den zahlreichen Kriegstürmen, die über Deutschlands Boden gegangen sind, immer um ganz andre Dinge gehandelt hat, als um handelspolitische. Unre Politik hat zunächst und wohl noch auf lange hinaus nur die eine recht schwere Aufgabe, die Heimat zu schützen, neben der die Vermehrung des Volkswohlfstands nur wie das Mittel neben dem Zweck dasteht.

Es erscheint mir überhaupt als ein Irrtum, wenn man es für die Pflicht des Staats erklärt, das Volk reich zu machen, während es doch umgekehrt die Pflicht des Volks, unre Pflicht ist, das von den Vätern ererbte Staatswesen ungeschwächt an politischer Macht der kommenden Generation zu übergeben. Reichtum bedeutet aber noch lange nicht politische Macht. Muskeln und Knochen allein, so stark sie auch sein mögen, machen noch keinen Mann, sondern erst das wunderbare physische Etwas, das dem Manne die geistige und leibliche Zeugungskraft giebt. So bleibt auch ein Volk, wenn es nur reich ist und mit dem alten Reichtum stetig neuen erwirbt, politisch impotent und ist dazu da, die Beute des Stärkern zu werden, solange es nicht auch den Willen zur Macht hat, zur Selbständigkeit, die man Freiheit nennt, wenn sie in Gefahr ist, verloren zu gehn. Für diese Güter seine Reichtümer zu opfern muß es entschlossen sein. Das Volk braucht allerdings Reichtümer, wenn es welche opfern soll. Aber notwendiger und doch seltner ist die Bereitwilligkeit eines Volks, seine Reichtümer wieder zu opfern. Weder am privaten Reichtum, noch am Reichtum der Staatskassen, noch an der Kopfzahl der Bewohner, noch gar an der Anzahl der Quadratmeilen, oder an der Ausdehnung der Kolonien darf man die politische Macht eines Volks messen, sondern nur an der Bereitwilligkeit, Opfer an Gut und Blut zu bringen.

Wir sind in den letzten Jahrzehnten ein gut Teil reicher geworden. Das meiste von diesem Reichtum haben wir dem Auslandhandel und Auslandgewerbe



zu danken. Aber wir sind dadurch keineswegs mächtiger, sondern im Gegenteil ohnmächtiger geworden. Diese Milliarden deutscher Interessen im Auslande schützen uns nicht; sie wollen geschützt sein. Jetzt ist leider nicht mehr der Papierkorb Bismarcks von 1863 eine ausreichende Waffe gegen England. Alle unsre Kolonien, Flottenstationen und Auslandsschiffe bedeuten nicht politische Macht, sondern politische Prätenfionen. Je mehr wir davon haben, um so angreifbarer sind wir, um so mehr gefährdet, in Konflikt zu geraten. Caprivi hat gesagt: Je weniger Afrika, um so besser. Wenn man statt Afrika „überseeische Interessen“ sagt und den Satz in den *Casus irrealis* setzt, so ist etwas Wahres dran. Nur muß man hinzufügen, daß es gar nicht in unsrer Macht liegt und auch gar nicht darin gelegen hat, uns dieser Interessen zu entkleiden, an denen der Unterhalt von einem großen Teile unsers Volks hängt.

Wenn wir angreifbar geworden sind, so müssen wir unsre Verteidigungsmittel verstärken. Es thut uns wirklich eine größere Flotte bitter not; nicht so sehr, um den Auslandshandel zu pouffieren — damit würden wir ja unsre Ohnmacht vermehren; sondern um ihn zu schützen, weil er einmal da ist, nicht zu irgend welcher Expansionspolitik, sondern um uns in der Heimat zu verteidigen, um den Nahrungszweig zu schützen, woraus ein großer Teil von uns sein Brot hat.

Manche Agrarier haben leider eine unverantwortliche Stellung in der Flottenfrage eingenommen. Sie fürchten in dem Wachstum des Auslandsgewerbes für sich wirtschaftliche Nachteile und für das Vaterland politische Gefahren. In beidem mögen sie Recht haben. Denn es bringt allerdings gewisse politische Gefahren mit sich, wenn unser Volk eilt, dem Reichtum nachzulaufen, den der Verkehr mit fremden Ländern und Küsten mit sich bringt.

Nun denken diese Agrarier aber zuerst an ihre Nachteile und machen sich blind gegen die Gefahren des Vaterlands. Ihre Mißgunst treibt sie, auf die Flotte zu schlagen, während sie die Exportindustrie meinen, obwohl doch eine starke Flotte politische Gefahren verschleucht und die wirtschaftlichen Verhältnisse nicht verändert. Die Agrarier handeln wie ein neidischer Bruder, der sagt: „Mein Bruder soll keinen neuen Anzug haben!“ „Aber er hat doch den alten verwachsen?“ „Ja, warum wächst er so!“ „Aber wenn du nun selber wieder einen brauchst?“ Nur der Neid gönnt einem andern einen Vorteil nicht, woran man selbst nicht Anteil haben kann. So wenig wie die Exportindustrie, ist die Landwirtschaft politischer Selbstzweck, am wenigsten eine Landwirtschaft mit ausländischen Arbeitern. Nur damit das Volk, Besitzer sowohl wie Arbeiter, eingeladen werde, beim Landbau zu bleiben, nur damit das platte Land und der Osten nicht weiter geräumt werde, also um eines hochpolitischen Zweckes willen, ist agrarische Politik erlaubt und geboten. Die Rente der jetzigen Besitzer an sich hat kein politisches Interesse. Dagegen ist der Schutz der heimatischen Küste sowohl wie der heimatischen Grenzen, wenn auch nur der Sprachgrenzen, politischer Selbstzweck und braucht sich weder vor der Landwirtschaft noch vor der Industrie zu rechtfertigen. Handelspolitik ist nur ein untergeordneter Teil der großen Politik, der Bau der stärksten Flotte aber, das ist nicht Handelspolitik, sondern wirkliche, große, politische Politik.

Sch.

Volkswirtschaftliche Schriften. Habent sua fata libelli, nicht bloß im allgemeinen, sondern auch beim einzelnen Rezensenten. Gerät eins durch einen Zufall zu unterst im Haufen, so kann es ihm begegnen, daß es ein paar Jahre unbeachtet liegen bleibt. So ist es bei uns dem schon 1897 (bei W. Kohlhammer in Stuttgart) erschienenen Buche von Dr. E. Heiß: „Neue Grundsätze der Volkswirtschaftslehre. Für Gebildete aller Stände,“ ergangen. Ob seine Grundsätze wirklich neu sind, darüber wird sich wohl streiten lassen, aber daß er Grenzboten III 1900



sie ganz originell anwendet, muß man ihm lassen. So z. B. hat ihn doch wahrscheinlich List's Lehre von den produktiven Kräften auf den Gedanken gebracht, der Wertlehre nicht Güter, sondern Kräfte zu Grunde zu legen, aber in der Ausspinnung dieses Gedankens geht er seine eignen Wege. Er meint, der Begriff Gut führe zur Bevorzugung der Substanzlehre, zu der Ansicht, daß in der Wirtschaft alles von der gegebenen Stoffmasse abhängt. Aber das gelte nur auf den untersten Stufen der Technik. Auf den höhern Stufen entscheide der Mensch. Das heutige Deutschland sei eine Schöpfung des Menschen, der die ursprüngliche Wüsten- in einen mit prachtvollen Städten übersäten Fruchtgarten verwandelt habe; selbst die Ackerkrume sei kein Naturprodukt, die Wirtschaft daher eine Kunst zu nennen. Nicht ganz zutreffend ist es, wenn er daran erinnert, daß, wie die Physik, so auch die Wirtschaft lebendige und ruhende Kräfte zu unterscheiden habe, und wenn er dann als Beispiel die unaufgeschlossenen und deswegen — vor der Hand, muß man doch hinzufügen — wertlosen Bodenschätze anführt. Da diese zum Stoff gehören, den er der Menschenkraft entgegensetzt, so wären als latente Kräfte faule oder unwissende und daher zum wirtschaftlichen Handeln unfähige Menschen zu nennen gewesen. Hier und da übertreibt er und sieht sich dadurch zu Einschränkungen seiner Theorien genötigt, die beinahe dem Verzicht darauf gleichkommen, so wenn er für den Preis bloß die Kosten als einzigen Bestimmungsgrund gelten läßt und dann doch nicht leugnen kann, daß der Getreidepreis vorzugsweise durch den Ernteausschlag, d. h. durch das Angebot bestimmt wird. Auch kann nicht zugegeben werden, daß die Menge des vorhandenen Metallgelds gar keinen Einfluß auf den Warenpreis haben soll; in einer an Edelmetallen so armen Zeit, wie das frühere Mittelalter war, wo noch dazu alle heutigen Geldsurrogate fehlten, wäre es doch einfach unmöglich gewesen, dreißig große Goldstücke oder zweihundert Silberthalere zur Bezahlung eines Pferdes zusammenzubringen; dieses mußte also, wie alle Waren, nominell wohlfeil sein; die Vimetallisten, die er als die heutigen Hauptvertreter der Quantitätstheorie bezeichnet, irren nicht durch den Glauben an diese, sondern durch die Unterschätzung des Goldvorrats der Kulturvölker; wäre die Golddecke wirklich zu kurz, so würden sie wenigstens teilweise Recht haben. Heiß ist ein entschiedener Feind der Sozialdemokratie wie des Staatssozialismus und ein begeisterter Lobredner des Kapitals, trotzdem kann er nicht umhin, viele Erscheinungen der heutigen Wirtschaft sehr bedenklich und Reformen sehr notwendig zu finden. So schreibt er: „Der reguläre Weg des Erwerbs ist verlassen. Der Kapitalsack [er unterscheidet den »Stoek« vom Kapital, wir müssen aber gestehn, daß uns der Unterschied unklar geblieben ist] fruktifiziert nicht, er liefert nicht mehr die treibenden Säfte einer richtigen Produktion. Er hat sich dem Spiel und der nackten Spekulation ergeben; er ist nicht mehr der Freund, sondern, wenn nicht der Feind, so doch jedenfalls ein höchst gefährlicher Doppelgänger der Produktion.“ Doppelgänger wäre wohl eher der Schwindel, die falsche Verwendung des „Stocks“ als dieser selbst zu nennen. Ferner meint er, ein Zustand müsse aufhören, bei dem sich der gelernte Arbeiter mit Recht als einen Spielball des Zufalls ansehen dürfe, und den freien Arbeitsvertrag erklärt er ganz richtig für eine Fiktion, das Verhältnis des Lohnarbeiters zum Unternehmer entbehre noch der gesetzlichen Regelung. Das kleine Buch ist als sehr anregend zu empfehlen. — Will man die Volkswirtschaft an einem Gegenstande demonstrieren, der zeigt, wie und was sie nicht sein soll, so wähle man Italien. Vor Jahren haben wir einmal an dieser Stelle dem König von Italien den Rat gegeben, er möge alle seine Onorevoli aufhängen und absolut regieren — wozu ihm freilich, leider, die tüchtige und ehrliche Bureaucratie fehlen würde —, und ein andermal haben wir gesagt, in Italien fresse der Staat das Volk auf. Diese beiden Urteile finden eine glänzende Rechtfertigung in der kleinen, aber auf genauer



Kenntnis des Landes beruhenden Schrift: Italiens Volkswirtschaft, ein Vortrag von Dr. Eduard von der Hellen. (Freiburg i. B., J. C. B. Mohr, 1899.) Italien ist bekanntlich schon zur Römerzeit seiner Wälder beraubt worden, und infolgedessen besteht beinahe ein Drittel seines Bodens aus Unland, das für jede Art von Anbau unwiederbringlich verloren ist. Zieht man dieses Unland ab, so kommen nicht, wie die gewöhnliche Berechnung ergibt, 110, sondern 166 Bewohner auf den Quadratkilometer, 75 mehr als in Preußen, sodaß nur das einzige Belgien eine höhere Bevölkerung aufweist. Dieses kann nun zwar als Industrieland ersten Ranges seine starke Bevölkerung zur Not noch ernähren, aber Italien hat keine nennenswerte Industrie und wird nach Hellen's Ansicht, der wir beipflichten, niemals eine haben, weil ihm Kohle und Eisen fehlen, und, setzen wir hinzu, weil die heutige Maschinenindustrie dem künstlerischen und individualistischen Volksgenius widerstrebt. Dadurch war der Regierung als einziger Weg zur Hebung des Volkswohlstandes die Förderung des Ackerbaues vorgezeichnet, der — einige Dafen, wie das Arniothal, ausgenommen — noch sehr primitiv betrieben wird und wenig ergibt, während bei der großen Fruchtbarkeit des Bodens intensive Kultur reichen Ertrag verspricht. Aber dafür hat die Regierung nicht das geringste gethan, kann sie auch nichts thun, so lange sie sich nicht zu einer völligen Umgestaltung der Grundeigentumsverhältnisse entschließt. Bei der bekannten abscheulichen Latifundienwirtschaft würden sich die Pächter sogar gegen Meliorationen sträuben, wenn diese — was aber nirgends geschieht — vom Grundherrn vorgenommen würden, weil sie wissen, daß ihnen vom Mehrertrag doch nichts bleiben würde; was der Grundherr nicht nimmt, das holt der Exekutor für den Steuerfiskus. Die indirekten Steuern wirken womöglich noch schlimmer. In den apulischen Dörfern — das haben wir nicht im vorliegenden Schriftchen, sondern in einem andern glaubwürdigen Berichte gelesen — schleppen die Leute täglich von der eine Stunde weit entfernten Küste Meerwasser herbei zur Bereitung der Speisen, weil sie das vom Staate verteuerte Salz nicht kaufen können. Bei dieser Art Wirtschaft geht, wie Hellen statistisch nachweist, der Ertrag aller Arten von Bodenfrüchten, nicht bloß des Getreides, sondern auch des Obstbaums und des Weinstocks beständig zurück, während die Bevölkerung, trotz gewaltiger Auswanderung, unheimlich wächst — um wieviel, läßt sich nicht genau angeben, da man die Kosten für eine Volkszählung scheut; die letzte ist 1881 vorgenommen worden. Die einzige Art von Erzeugnissen, deren Menge zunimmt, sind die Agrumi. Wie kommt das? „Das Produktionsgebiet der Drangen und Citronen ist ganz überwiegend der Süden Italiens; kleine Besitzer sind es, die sie dort teils in ihren Gärten pflanzen, teils auf Terrassen, die sie mit erstaunlichem Arbeitsaufwand den steilen Felshängen abgewinnen. Hieran hindert die emsigen Leute kein proziger Padrone, und sie unterziehen sich dieser oft unglaublichen Mühsal mit fröhlichem Fleiß, weil intelligente Marmeladenfabrikanten in Schottland ihnen gute Preise zahlen; das italienische Kapital ist eben indolent, es überläßt dem Ausland diese lukrative Weiterverarbeitung eines Landesprodukts und die Anregung zur Intensivierung seiner Kultur.“ Auch die industriellen Unternehmungen liegen zum Teil in den Händen von Ausländern, die sich die Wohlfeilheit der Arbeit zu nutze machen. Denn diese allein, der unglaublich niedrige Arbeitslohn ist es, was trotz des hohen Preises von Kohle und Eisen eine — übrigens im Vergleich zu den Industrieländern unbedeutliche — Exportindustrie möglich macht. Aber eben die durch den niedrigen Lohn erzwungene niedrige Lebenshaltung der Volksmassen läßt einen innern Markt nicht auskommen, sodaß bei der Unsicherheit des äußern Marktes der keimenden Industrie keine Zukunft versprochen werden kann. Zudem sind die Arbeiter rebellisch geworden, und wenn die Regierung deren Organisation gewaltsam unterdrückt, so vermag sie wohl,



nach Hellen, die erziehlichen Wirkungen der Organisation zu verhindern und das von Natur gar nicht rohe Volk zu verrohen, aber die schließliche Erhöhung der Löhne wird sie nicht abwenden können. Einer ähnlichen Verlehrsheit, wie durch die Begünstigung der Industrie und die Vernachlässigung der Landwirtschaft, machen sich die Leiter der italienischen Volkswirtschaft im Verkehrswesen schuldig. Sie haben mehr als zuviel Eisenbahnen gebaut, die dem Staat nichts bringen, sondern dank den klugen Verträgen mit den Gesellschaften ihm noch Kosten verursachen, und haben sich trotz der so überaus günstigen Küstenentwicklung des Landes und der glänzenden Vergangenheit seines Seehandels den Personentransport an ihren eignen Küsten von ausländischen Konkurrenten zum Teil rauben, auch die Fischerei so verwahrlosen lassen, daß Italien mehr Fische ein- als ausführt; während Italien Kriegsschiffe baut, sinkt die Beteiligung seiner Flagge am Handel stetig. Die Sache liegt demnach so, daß das italienische Volk einen Zuschuß an eingeführten Nahrungsmitteln braucht, den es nicht, wie das deutsche, teils mit dem Erlös der Ausfuhr, teils mit den Zinsen ausländischer Rententitel, die bei uns und in England die Bilanz herstellen, bezahlen kann. Vielmehr ist Italien ein Schuldnerstaat. 42 1/2 Prozent seiner Einnahmen frist die Verzinsung seiner größtenteils im Auslande untergebrachten Staatsschuld, und da 36 1/2 Prozent für Heer und Marine, für Pensionen und die Kosten der Steuererhebung draufgehen, so bleiben für alle Kulturzwecke zusammengekommen noch 22 Prozent übrig; dazu werden die Staatseinnahmen durch ein unzweckmäßiges, die Bevölkerung erdrückendes Steuersystem aufgebracht. \*) Eine wie viel erfreulichere Aussicht eröffnet die folgende Schrift, die in einem einzelnen Lebensbilde die Entwicklung eines wichtigen Zweiges der Volkswirtschaft unserer eignen Vaterlands wenigstens in flüchtigen Umrissen andeutet: Ein Rückblick auf mein Leben, insbesondere auf die Entwicklung des Handels in den letzten fünfzig Jahren von Otto Pilet. (Magdeburg, Fabersche Buchdruckerei, 1900.) Der Verfasser, von väterlicher wie von mütterlicher Seite Sprößling reinerblütiger Hugenottenfamilien, also dem Blute nach eigentlich Franzose, der Gesinnung nach aber patriotischer Deutscher, erzählt schlicht und einfach die Geschichte seiner kaufmännischen Thätigkeit von den Lehrjahren an und läßt uns die großen Veränderungen sehen, die das Kaufmannsgeschäft in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts erlitten hat, und die Elastizität, mit denen sich ein kaufmännisches Genie allen Veränderungen anzupassen vermag. In vielen Beziehungen ist die Arbeit des Kaufmanns gegen früher viel leichter geworden. Ein heutiger Kaufmannslehrling weiß nichts von Arbeiten, wie sie der junge Pilet zu leisten hatte, der z. B. in den langen Abendstunden der Comptoirwachen — die Lehrlinge durften nach dem Abendbrot nicht ausgehn, sondern hatten das Comptoir zu bewachen — „eingehende Kalkulationstabellen der Hauptartikel von allen Bezugsplätzen nach den verschiedensten Preisen, Kursen und Frachten ausarbeitete, ein Buch, das den Neid und das Erstaunen aller im Hause verkehrenden Agenten erregte. Denn in der That bildete die Buntscheckigkeit der Valuten, der Transportwege, der Art und Weise der Zahlung, des Rembourses, eine Masse Schwierigkeiten, die ein solches Handbuch sehr wünschenswert machte.“ Dazu die Erleichterung, Beschleunigung und Verbilligung der Warenbeförderung seit jener Zeit, wo die deutschen Eisenbahnen eben erst im Entstehn begriffen, Flußdampfer bei uns noch gar nicht vorhanden, die Ströme nicht reguliert waren! Aber freilich haben diese Verbesse-

\*) Eben da wir dieses schreiben, lesen wir in Nr. 177 der Frankfurter Zeitung eine Schilderung des Lebens der „Campagnaflaven“ nach einem Buche Cellis, des Vorstehers des hygienischen Instituts in Rom. Celli beweist, daß die altrömischen Campagnaflaven viel menschenwürdiger gelebt haben als die heutigen, und beschreibt die niederträchtige, sehr künstlich organisierte Blutegelgesellschaft, deren Opfer sie sind.



rungen auch eine früher unbekannte Konkurrenz erzeugt und den Handel dermaßen umgestaltet, daß sein Betrieb vielfach erschwert erscheint, während den Konsumenten der Nutzen der Umgestaltung unverkürzt zufließt. Pilet hat das Kolonialwarengeschäft um das Jahr 1870 herum nicht mehr lohnend gefunden und sich auf die Ausfuhr des deutschen Zuckers verlegt — bis zum großen Zuckertrach. Seine Schrift hat übrigens gleich bei ihrem Erscheinen weit über die kaufmännischen Kreise hinaus Beachtung gefunden, weil sie über die Modelle von Gustav Freytags „Soll und Haben“ zuverlässigen Aufschluß giebt. Ein paar Monate vor dem Erscheinen dieses berühmten Romans, am 1. Oktober 1854, hatte Pilet seine erste Gehilfenstellung angetreten im Hause Molinari in Breslau; Freytags L. D. Schröter ist bekanntlich Theodor Molinari. Wichtiger als die Befriedigung literarischer Neugier ist die Kenntnis dieses großen Binnenhandelshauses, seines Geschäftsbetriebs und seines Familienlebens, die man aus Pilets Darstellung schöpft; denn der Geschäftsbetrieb wenigstens gehört durchaus der Vergangenheit an, da bei den heutigen Verkehrsverhältnissen nichts dergleichen mehr vorkommen kann. Molinari war für eine Menge der verschiedenartigsten Güter der bedeutendste, für manche Waren der einzige Vermittler zwischen dem Norden und Westen Deutschlands, England und Frankreich einerseits und Galizien und Ungarn samt dem übrigen Halbasien andererseits, und dieser ganze Verkehr wurde, obwohl einige Hauptbahnlinien schon bestanden, mit Frachtwagenkarawanen betrieben. Dem Romane Freytags stellt Pilet das Zeugnis aus, daß, wenn auch einige Personen darin erfunden sind, „die Staffage“ doch vollkommen echt ist. — Professor Dr. J. Conrad hat den ersten drei, schon in zweiter, erweiterter Auflage (bei Gustav Fischer in Jena) erschienenen Bänden seines Grundrisses zum Studium der politischen Ökonomie einen vierten Teil: Statistik nachgeschickt, der sehr dankenswert ist, da sich die Statistik immer mehr zu einer selbständigen Wissenschaft entwickelt und für einen immer weitem Bereich unentbehrliche Hilfswissenschaft wird. Nur wundert es uns, daß er weder auf Seite 18 noch auf Seite 30 Alexander von Sttingens Moralstatistik erwähnt. Der Fachmann mag dieses Werk leicht entbehren können, aber in der gebildeten Laienschaft Deutschlands sind dadurch Süßmilch und Quetelets Entdeckungen erst bekannt geworden, und eine vortreffliche Einführung in die Statistik, deren Bedeutung und richtigen Gebrauch es lehrt, bleibt es für jedermann.

Eine neue zukünftige thüringische Heilige. Der heiligen Elisabeth als der wirklichen und unsern Nationaldichtern Schiller und Goethe als den von der gebildeten Welt adoptierten Weimarer Heiligen droht möglicherweise eine Konkurrenz. Die venerabilis Lukardis, eine Cisterziensernonne aus Oberweimar, tritt aus dem Dunkel, in das sie bis jetzt gehüllt war, hervor. Im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert, in denen die fromme Lukardis lebte, ist sie zwar nicht heilig gesprochen worden; man weiß nicht einmal, ob sie inter beatas zu rechnen ist. Was aber in den sogenannten dunkeln Jahrhunderten nicht geschah, ist in dem erleuchteten zwanzigsten Jahrhundert deswegen doch nicht unmöglich. Und wenn auch die *Analecta Bollandiana*, die vor kurzem das Leben und Wirken der verehrungswürdigen Lukardis veröffentlichten, selbst äußern, daß der Erzähler der vita möglicherweise geirrt haben könne, indem er direktem göttlichen Einfluß zuschrieb, was doch auch im Walten der Natur liegen könne: so sind doch die *Analecta Bollandiana*, obwohl von Mitgliefern der Gesellschaft Jesu in Brüssel herausgegeben, nicht unfehlbar: das zwanzigste Jahrhundert mag nach diesem Vorstoß der Bollandisten schon noch erleben können, daß Dinge als Heiligenwunder angesehen werden, die Ärzte und Psychiater zu den Halluzinationen rechnen. — In dreiundsiebzig Kapiteln schildert der wohl gleichzeitige Erzähler der jetzt zum erstenmale veröffentlichten vita



das Leben der gottseligen Lufardis im Cisterzienserkloster zu Oberweimar. Ihre Frömmigkeit, ihre Bescheidenheit, ihre Stigmata, Erscheinungen, Krankheitsheilungen, Fasten, Inspirationen, Exaltationen, Ekstasen, ihre Anfeindungen durch den Diabolus unterscheiden sich nicht viel von dem, was man sonst in Heiligenlegenden — und in Jolas Lourdes liest. Stundenlanges Stehn auf einem Bein, mit den in Kreuzesform ausgebreiteten Armen, ist von begeisterten Gläubigen schon gerade so oft erzählt worden, als tagelanges Unbeweglichliegen. Nur ein Kapitel scheint mir eine auch im Heiligenleben seltne — wenn auch nicht einzig da geschilderte — Erscheinung zu erzählen. Es ist überschrieben: „Wie die Jungfrau Maria die Lufardis in ihrer Krankheit stärkte et suo lacto potavit.“ Also Lufardis verlangte nach der Milch der heiligen Jungfrau. Denn nach dem Erzähler hat sich die sonst ob ihrer Bescheidenheit so gerühmte Lufardis dieses Gnadengeschenk erbeten: wenn also auch nicht an ihren Thaten und Wundern, so zweifeln wir doch an Lufardis Bescheidenheit in diesem Falle. Das Kloster Oberweimar, in dem Lufardis, die fromme Maid, gelebt hat, ist nach 1244 gegründet worden; die Handschrift der vita stammt aus der Gräflisch Schönbornschen Bibliothek zu Pommersfelden in Bayern und ist aus dem vierzehnten Jahrhundert.



## Litteratur

Sammlung historischer Schulwandkarten, herausgegeben von Professor Dr. A. Baldamus, gezeichnet von Eduard Gaebler. Georg Lang, Leipzig

Von den sechs geplanten Abteilungen dieser Karten (1. Altertum, 2. Deutsche Geschichte des Mittelalters, 3. Deutsche Geschichte der Neuzeit, 4. Deutsche Landesgeschichte, 5. Kriegsschauplätze, 6. Schlachtenpläne) sind bisher vier begonnen worden, nämlich die erste, dritte, vierte und fünfte. Vor uns liegen fünf Karten: Zur deutschen Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts im weltgeschichtlichen Zusammenhang von A. Baldamus (aus der dritten Abteilung), Preußen von A. Baldamus (3. Auflage), Bayern von A. Baldamus und Georg Schrötter, Württemberg von F. Dürr und A. Baldamus, Baden von D. Kienitz und A. Baldamus, die Schweiz von W. Dörsli und A. Baldamus, alle aus der vierten Abteilung. Wie schon die angeführten Namen zeigen, hat der als historischer Kartograph durch geschickte Bestimmung der Zeitgrenzen, umsichtige Auswahl des Stoffs und praktische Ausführung bewährte Bearbeiter für die einzelnen Länder einheimische Hilfskräfte herangezogen und so, indem sich diese seinem Gesamtplane einfügten, ein besonders hohes Maß von Zuverlässigkeit im einzelnen zu erreichen gestrebt und erreicht; ebenso hat er für die sehr wichtige und dankenswerte fünfte und sechste Abteilung die Beihilfe des gegenwärtigen Direktors des königlich sächsischen Kriegsarchivs, des Oberstleutnants Exner, gewonnen. Die Darstellung, die natürlich auf jede Terrainzeichnung verzichtet, ist in den Grenzen und Farben überall klar und sorgfältig, die Auswahl der aufgenommenen Orte taktvoll, und die den einzelnen Orten und Territorien zugefügten Jahreszahlen erhöhen die Brauchbarkeit. Ein ebenso wichtiger wie richtiger Grundsatz ist bei der dritten und vierten Abteilung zur Geltung gebracht worden, der zur Klarheit des Kartenbildes außerordentlich viel beiträgt: Baldamus hat den häufigen